

Von der Gegenwart der Geschichte

Laudatio auf Lenka Vaňková¹

Norbert Richard WOLF

Abstract

On history in the present day. Laudatio to Lenka Vaňková.

This paper takes as its starting point several statements by Gottfried Wilhelm Leibniz on the role of the German language in literary and scholarly life during Leibniz's era. The languages of scholarship were Latin and French, and Leibniz himself published in both these languages. German was the language of practical life. Viewed from this perspective, it was almost inevitable that medieval and early modern medicine – not in the sense of academic theory, but as a practical activity – developed its own fully-fledged specialist language, which was largely based on the vernacular. In her studies of the language of historical medicine, Lenka Vaňková has shown how such vernacular language was (and potentially still is) able to function in specialist domains.

Keywords: medieval medical texts, Language for Special Purposes ('Fachsprachen'), terminology, Leibniz, Wittgenstein

Vermutlich in den Jahren 1682/83 schrieb Gottfried Wilhelm Leibniz, der als der letzte deutsche Universalgelehrte gilt, die ‚Ermahnung an die Teutsche, ihren verstand und sprache beßer zu üben, samt beygefügetem vorschlag einer Teutsch=gesinten gesellschaft‘ (Leibniz 1683). Im Jahre 1697 verfasste er die Schrift ‚Unvorgreifliche Gedancken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache‘ (Leibniz 1697). Diese „zwei kleinen deutsch geschriebenen Schriften“ blieben „zu seinen Lebzeiten unveröffentlicht“ (Pörksen/Schiewe 1983:114).

Bevor wir uns weiter von diesen beiden Schriften anregen lassen, sei ein kleines Zahlenspiel angestellt: Leibniz lebte von 1646–1716; er kann also in diesem Jahr seinen 370. Geburtstag und seinen 300. Todestag feiern, wobei ich gerne konzedierte, dass das Verbum *feiern* der Sache nicht ganz angemessen ist. Dies ist nicht der einzige Unterschied zum heutigen Ereignis, das für uns der Anlass ist, Lenka Vaňková zu ehren und zu feiern; dennoch fällt es mir schwer, keine

¹ Die Druckfassung der Laudatio, die am 21.9.2016 vorgetragen wurde, behält die Vortragsform bei, deshalb auch die Zeitreferenzen, die (nur) an diesem Tag verständlich waren.

Zusammenhänge zwischen den beiden bislang erwähnten Jubilaren des Jahres 2016 zu sehen. Der große Universalgelehrte, der eine akademische Karriere, die er ohne Weiteres hätte haben können, ausgeschlagen hat, und die Ostrauer Kollegin, die die Germanistik an dieser Universität zu einem blühenden wissenschaftlichen Betrieb gemacht hat, diese beiden Personen, die zu feiern wir im Jahre 2016 allen Anlass haben – diese beiden Personen verbindet eine intellektuelle und geistige Haltung, die wir in unserem Fach zeitweise schmerzlich vermisst haben und immer noch vermissen. In diesem Zusammenhang gestatte man mir ein erstes persönliches Wort: Infolge der Vorbereitung für meine heutigen Ausführungen muss ich einige Urteile, die ich früher geäußert habe, revidieren; diejenigen, die mich kennen, werden erkennen, wovon ich spreche. Gottfried Wilhelm Leibniz und Lenka Vaňková haben mich überzeugt, wofür ich mich jetzt schon bedanken möchte. Und nun zurück zu Leibniz!

In einem Leibniz' schen Text mit dem Titel ‚Einige patriotische Gedanken‘ ist zu lesen:

Es ist auch von großer Wichtigkeit, daß man dahin trachte, wie die Untertanen den Verstand wohl üben, und nicht nur in allerhand Künsten und Wissenschaften, jeder nach seiner Lebensart, vortrefflich werden, sondern auch von allen vorfallenden Dingen ein gesundes Urteil schöpfen und sich das Gemüt nicht leicht durch allerhand Begierde und Vorurteil benebeln lassen. Dieses wird erhalten durch treffliche Lehrer in Schulen und Kirchen, durch Handhabung und Vorzug herrlicher Geister, durch angenehme, erbauliche Zusammenkünfte und Gespräche, anstatt des Spielens und Saufens, bei müßigen Stunden und durch Lesen schöner Schriften, vornehmlich in der Muttersprache. (Leibniz 1916, Bd. 2:5)

Dies könnte geradezu das Programm der Lehrstuhlleiterin Lenka Vaňková sein:

- Aufgabe der Wissenschaft ist nicht, mehr oder weniger sinnvolles Wissen anzuhäufen, sondern *ein gesundes Urteil [zu] schöpfen und sich das Gemüt nicht leicht durch allerhand Begierde und Vorurteil benebeln [zu] lassen.*
- Ein *gesundes Urteil* heißt, dass man allen Dingen und Sachverhalten, die einem begegnen, mit stets kritischer Offenheit entgegentritt. Dies gilt *nicht nur in allerhand Künsten und Wissenschaften*, sondern wohl in allen Lebensbereichen.
- Diese Fähigkeit erwerben wir *durch treffliche Lehrer in Schulen und Kirchen, durch Handhabung und Vorzug herrlicher Geister, durch angenehme, erbauliche Zusammenkünfte und Gespräche, anstatt des Spielens und Saufens. Zusammenkünfte und Gespräche, vor allem angenehme und erbauliche* sind eine wesentliche Methode, zu einem wissenschaftlichen *gesunden Urteil* zu gelangen.
- Besonders wichtig ist das Lesen schöner Schriften, vornehmlich in der Muttersprache. Die starke Betonung der Muttersprache ist in der Zeit Leibnizens nahezu eine Revolution, da es zwar eine sehr elaborierte Barockliteratur gab, aber die sprachlichen und ideellen Höhen der deutschen Klassik und Romantik – alles Strömungen, die ohne die vorausgehende Aufklärung nicht denkbar sind, – doch noch in ziemlich weiter Ferne waren.

Leibniz geht es um die Muttersprache. Er will sich um sie kümmern, weil das Deutsche zu seiner Zeit weder Sprache der Wissenschaft noch der schönen Literatur (in obigem Sinn) ist. Leibniz selbst hat seine wissenschaftlichen Werke auf Latein und auf Französisch geschrieben. Das Deutsche leistet etwas ganz Anderes:

absonderlich in leiblichen Dingen, auch Kunst- und Handwercks-Sachen, weil nemlichen die Gelehrten fast allein mit dem Latein beschäftigt gewesen und die Mutter-Sprache dem gemeinen Lauff überlassen, welche nichts desto weniger auch von den so genandten Ungelehrten nach Lehre der Natur gar wohl getrieben worden. (Leibniz 1697, Nr. 9)

Die Muttersprache ist die natürliche Sprache, die den *gemeinen Lauff* geht. Ihre Stärke liegt in der Benennung des Konkreten, der Sachen, der Realien und nicht der Theorie:

Ich finde, dass die Teutschen ihre Sprache bereits hoch bracht in allen dem, so mit den fünff Sinnen zu begreifen, und auch dem gemeinen Mann fürkommet; absonderlich in leiblichen Dingen, auch Kunst- und Handwercks-Sachen, weil nemlichen die Gelehrten fast allein mit dem Latein beschäftigt gewesen und die Mutter-Sprache dem gemeinen Lauff überlassen, welche nichts desto weniger auch von den so genannten Ungelehrten nach Lehre der Natur gar wohl getrieben worden. Und halt ich dafür, dass keine Sprache in der Welt sey, die (zum Exempel) von Ertz und Bergwercken reicher und nachdrücklicher rede als die Teutsche. (Leibniz 1697, Nr. 9)

Im Vergleich zum Deutschen haben Latein und Französisch ganz anderen Domänen, bei deren Versprachlichung das Deutsche *einigen Abgang* hat:

Es ereignet sich aber einiger Abgang bey unserer Sprache in denen Dingen, so man weder sehen noch fühlen, sondern allein durch Betrachtung erreichen kan; als bey Ausdrückung der Gemüths-Bewegungen, auch der Tugenden und Laster und vieler Beschaffenheiten, so zur Sitten-Lehr und Regierungs-Kunst gehören; dann ferner bey denen noch mehr abgezogenen und abgefeimten Erkänntnissen, so die Liebhaber der Weissheit in ihrer Denck-Kunst, und in der allgemeinen Lehre von den Dingen unter dem Nahmen der Logick und Metaphysick auff die Bahne bringen. (Leibniz 1697, Nr. 10)

Hier nun setzen Lenka Vaňková's Forschungsinteressen ein: Sie hat sich seit Längerem mit mittelalterlichen Fachtexten der Medizin (im weitesten Sinn) beschäftigt und eine Unmenge an Material und Erkenntnissen zutage gefördert. Ich greife hier zunächst zu der Arbeit ‚Medizinische Fachprosa aus Mähren. Sprache – Struktur – Edition‘, die im Jahre 2004 gedruckt erschienen ist: In dieser Arbeit zieht Lenka Vaňková – ich verwende bewusst eine Metapher aus der Fachsprache der Orgelspieler – alle Register, um einen vollen sprachwissenschaftlichen Klang zu erzeugen. Sie bezieht nahezu alle sprachwissenschaftlichen Teildisziplinen in ihre Arbeit ein und lässt uns auf diese Weise die vielfältigen Aspekte der Erforschung historischer Fachsprachen erkennen, auch wenn damals die Fachsprachenforschung noch nicht in ihrem Fokus stand.

Besonders ein Aspekt im Sinne von Leibniz scheint mir von Bedeutung: Es handelt sich um volkssprachige, in diesem Fall deutsche Texte. Damit wird klar, dass mit diesen Texten nicht versucht wird, akademische Medizin zu betreiben, sondern praktische Handhabung eines Heilberufs, wie ihn damals Chirurgen, Bader und Andere betrieben. Mit diesen Texten ist vorweggenommen, was dann der berühmte Arzt Philippus Theophrastus Aureolus Bombastus von Hohenheim, genannt Paracelsus (1493–1541), geradezu theoretisiert hat: Paracelsus hielt in den Jahren 1527 und 1528 in Basel medizinische Vorlesungen. Er hielt diese Vorlesungen auf Deutsch, obwohl damals Latein die universale Sprache der Wissenschaften war. Paracelsus aber wollte nicht gelehrte Doctores, d.h. akademisch gebildete Theoretiker, sondern ein viel weiteres Publikum, vor allem die Praktiker erreichen: „Nun ist hie mein Fürnemmen zu erkleren, was ein Arzt seyn soll, und das auff Teutsch, damit das in die gemein gebracht werde“ (URL 1).

Mit Paracelsus haben wir einen Zustand der deutschen Sprache erreicht, der durch die kleineren medizinischen Texte vorbereitet worden ist. Lenka Vaňková's eingehende Forschungen, vor allem zu den Texten, die in böhmischen und mährischen Bibliotheken und Archiven lagern, haben Exemplare ganz unterschiedlicher Textarten – ich vermeide den modischen Begriff ‚Textsorte‘ ganz bewusst – zutage gefördert:

Arzneibuch, astromedizinische Texte, Herbare, Drogenmonographien, Rezepte, Segen, Traktate

Manche dieser Textarten haben schon eine lange Tradition, die vermutlich sogar in germanische Zeit zurückreicht und von denen einige Exemplare notdürftig christianisiert worden; als Beispiel dafür diene der ‚Wurmsegen‘, der in der Österreichischen Nationalbibliothek Cod. Vind. 751 überliefert ist (Braune 1965:90):

Contra vermes
Gang út, nesso, mid nigun nessiklinon,
út fana themo marge an that ben, fan themo bene an that flesg,
út fan themo flesgke an thia hûd, út fan thera hûd an thesa strala.
Drohtin, uuerthe só!

Die Übersetzung ins Gegenwartsdeutsche (aus URL 2):

Gegen Würmer
Geh heraus, Wurm, mit neun Würmlein,
heraus aus dem Mark in den Knochen, aus den Knochen in das Fleisch,
heraus aus dem Fleisch in die Haut, heraus aus der Haut in diesen Strahl.
Herr, es geschehe so!

Bei solchen Würmern handelt es sich nicht um einfache Spulwürmer, wie wir sie wohl alle in unserer Kindheit uns einverleibt haben, wenn oder weil wir vor dem Essen nicht die Hände, waschen wollten. Das Internetportal ‚de.althochdeutsch.wikia.com‘ notiert dazu: „Die Texte gegen den Wurm gehören zu der größten Gruppe der alt- und mittelhochdeutschen Beschwörungen. Der Glaube an wurmartige Dämonen (‚wumme in dem libe‘) zeigt sich daran, dass Schmerzen in den Augen als Augenwürmer interpretiert werden, oder Schmerzen in den Fingern als Fingerwürmer. Laut Schulz (2003) ist „die Vorstellung von wurmartigen Dämonen, welche sich in die menschlichen Organe einnisten, sehr alt“ (URL 2).

Der fast gleiche Wurmsegen ist auch in der Münchner Handschrift Clm 18524, die aus dem 9. Jahrhundert aus dem Kloster Tegernsee stammt, überliefert. Die religiöse Schlussformel lautet hier *Ter pater noster* (Braune 1965:89).

Lenka Vaňková hat in umfangreichen und auch aufwendigen Recherchen eine große Zahl von Texten und Handschriften zutage gefördert und zusammengestellt und bietet diese Informationen in einer eindrucksvollen Datenbank ‚Medizinische Texte aus böhmischen und mährischen Archiven und Bibliotheken (14.–16. Jh.)‘ (s. URL 3) an. Von daher habe ich auch die Informationen zu den gefundenen Textarten.

Es ist leicht zu verstehen, dass solche Texte für das tägliche Leben der Menschen wichtig sind oder wichtig sein können. Unter diesem Aspekt möchte ich hier noch ein Rezept vorstellen, das sich allerdings nicht in einer böhmischen oder mährischen Bibliothek befindet, sondern im sog. ‚Ambraser Liederbuch‘, das im Jahre 1578 das erste Mal in Frankfurt am Main gedruckt worden ist. Es handelt sich um ein Rezept, das auch für uns Heutige noch relevant sein kann (Bergmann 1845:367 f., Nr. CCLVIII):

Ein köstlich recept, so sich einer des nachts ubertruncken, das einem zu morgens der kopff weh thut, sol er gebrauchen, wie folget.

Recipe, das blaw vom himmel. Das rumpel von einer alten brücken. Das fett von einer mücken. Ein mäßlein schall aus einer trummeten. Ein mäßlin kreßblut. Fünff rostige huffeisen. Neun sensenspitzen gerieben in einer liedern pfeffermülen. Der safft von einem knebelspies. Das eingeweid von einer alten mistgabel. Ein lot vogelgesang. Ein lot glockenthon. Ein lot von einer mönchskappen, da zehen meß darüber gehalten sein worden. Solches thu alles zusammen in ein glesern mörsel, und zerstos es alles mit einem fuchsschwantz, und thu es in ein tiegel, der

von wachs ist gemacht, und las es ein stund oder drey wol sieden zu einer salben, darnach nim darunter wie folget.

Recipe iij lot steckenpfeffer, j stück ungebrante aschen einer elen lang, und eines daumen dick die lenden damit gerieben. Das ist bewehrt.

Der Text ist, wie die meisten spätmittelalterlichen Rezepte in drei Teile gegliedert; es handelt sich um eine prototypische Struktur, von der in der damaligen Realität auch Abweichungen möglich waren (vgl. Vaňková 2014:47). Doch eine Parodie muss, allein schon wegen der Erkennbarkeit des Musters, sich stärker an die prototypische Form halten:

1. Nennung der Textart, danach Indikation,
2. Ingredienzien und „Zubereitungsanweisung“;
3. „Applikation (Anwendungsvorschrift)“: (ebd.)

Der letzte Satz des Rezepts lautet: *Das ist bewehrt*. Der unbekannte Autor dieses erfreulichen Textes, der im ‚Ambraser Liederbuch‘ zwischen zwei Liebesliedern steht, betont, dass sein Rezept praxisbewährt sei. Wichtig erscheint mir, dass die Textart medizinisches Rezept so stark im Bewusstsein der damaligen Menschen verankert war, dass es sogar als Folie für Parodie oder als Handlungsmuster für Satire verwendet worden ist. Oder, anders formuliert, Lenka Vaňková hat uns, der wissenschaftlichen Gemeinschaft, mit ihren Texteditionen Material zur Verfügung gestellt, das ermöglicht, umfassende Fragen spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Mentalitäten zu erforschen.

Es hat sich schon verschiedentlich gezeigt, dass – ungeachtet der universal geltenden Wissenschaftssprache Latein – eine Reihe von Wissensbereichen der Volkssprache, in unserem Fall dem Deutschen allein vorbehalten ist, dass diese Wissensbereiche nur auf Deutsch existieren. Im Würzburg-Eichstätter Sonderforschungsbereich 226 ‚Wissensorganisierende und wissensvermittelnde Literatur im Mittelalter‘ hat besonders Klaus Grubmüller anhand von spätmittelalterlichen Vokabularien auf diesen Sachverhalt hingewiesen und festgestellt:

„Umformung lateinischer Vokabeln durch volkssprachliches Wissen und damit Umdeutung litterater Traditionskonzepte aus volkssprachiger Praxis gewinnt systematischen Status dort, wo sich dezidiert unterschiedliche Erfahrungsräume gegenüberstehen, [...]. (Grubmüller/Stahl 1987:169)

Die medizinischen Texte, die Lenka Vaňková erforscht und bekanntgemacht hat, repräsentieren solch einen volkssprachlichen Erfahrungsraum. Dieser ist dann auch die Basis für Paracelsus in Basel. Die Universität Basel beschreibt dies auf ihrem universitätsgeschichtlichen Internetauftritt sehr präzise (URL 4):

„Arm Patienten orientierte Medizin, Diagnose und Therapie nach der Natur der Krankheit, keine Behandlung auf Grund von Bücherwissen, sondern Praxis: Weit entfernt waren diese Ideen vom Lehrbetrieb der Basler Universität. Die Ansichten der Gottheiten der Medizin, Hippokrates, Galen und Avicenna, wurden an der Hochschule unreflektiert übernommen. Texte, die hunderte oder sogar tausende von Jahren alt waren, wurden unwidersprochen auswendig gelernt und weitergegeben. Medizin war eine theoretische Wissenschaft, die Ursachen der Krankheiten wurden im metaphysischen Bereich angesiedelt und die Diagnose und Therapie von allen möglichen Zeichen abgeleitet, nur nicht vom physischen Status des Patienten und dem pathologischen Geschehen seiner Krankheit.“

Dass Paracelsus seine Vorlesungen, die sich deutlich gegen die damals herrschenden Lehrmeinungen an der Universität Basel richteten, noch dazu auf Deutsch hielt, erregte die Vertreter der herkömmlichen Medizin, und da Paracelsus auch nicht das glücklichste Temperament hatte, musste er schließlich Basel verlassen. In unserem Zusammenhang aber ist vielmehr von Bedeutung, dass die lateinische Sprache Paracelsus nicht geeignet erschien, seine ‚andere Wissenschaft‘ zu versprachlichen. Damit setzt Paracelsus fort, was etwa 200 Jahre vorher die Dominikaner-Mystiker begonnen hatten: Auch sie wollten eine ‚andere‘ Wissenschaft treiben (vgl. Wolf 2012); und Meister Eckhart kam ebenfalls in Konflikt mit der etablierten Lehre.

Nehmen wir ein weiteres Rezept, diesmal keine Parodie, sondern eines, das Lenka Vaňková in ihrem schönen Buch ‚Medizinische Texte aus böhmischen und mährischen Archiven und Bibliotheken‘ (Vaňková 2014:69) publiziert hat. Der Text steht, wie zu erwarten, im Kapitel ‚Rezepte‘; ich habe im Unterschied zur Ausgabe die drei Teile deutlich markiert:

Ain salb für die warczen jn dem arß vnd in der müter, vnd zû der prunst des feurs

Nim gesigen wachs j lot, rosen ol iij lot, ply wiss iij lot, ply âsch j lot, ammelmel, gauffer, dragagant, opy: der yglich j lot. Mach darus ain salb mit haissem ayer schmalcz oder mit aier wisssem; incorporier es och warem.

Es ist ain gütt vngent fur den prant vnd zû aller scherpffi, et cetera.

Dieser kurze Text enthält eine Reihe von Fachwörtern, von denen angenommen werden kann, dass sie nicht nur dem Arzt, sondern auch dem Apotheker, der die Salbe zubereiten soll, bekannt sind. Diese Fachwörter betreffen die Art der Arznei (*salb* bzw. *vngent*), die Indikationen (*warcze*, *prant*, *scherpffi*) und die Ingredienzien. Es ist der Praxis der handelnden Personen zu danken, dass dem so ist. Und es ist die Praxis, die die Fachsprache stabilisiert und auch an kommende Generationen weitergibt. Die handelnden Personen halten sich dabei an Regeln, die Teil des ‚Sprachspiels‘ im Sinn von Ludwig Wittgenstein sind. Wittgenstein sagt in seinen ‚Philosophischen Untersuchungen‘ ganz allgemein:

Einer Regel folgen, eine Mitteilung machen, einen Befehl geben, eine Schachpartie spielen sind Gepflogenheiten (Gebräuche, Institutionen). (PU Nr. 199)

Da *einer Regel folgen* oder eine Sprache verwenden *Gepflogenheiten* sind, sind sie Konventionen, die in einer Gesellschaft oder in einer sozialen Gruppe existieren und auch das Leben dieser Gesellschaft bzw. der Gruppe bestimmen. Die *Regeln* des Sprachspiels *regieren* den Gebrauch von sprachlichen Einheiten *in der Sprache*; und die Konventionen des Sprachgebrauchs sind die *Gepflogenheit*, den Regeln *zu folgen* (Fann 1971:73–74). Die Gepflogenheiten *setzen eine Gesellschaft, eine Lebensform voraus* (Fann 1971:74).

Wir sehen auch an diesen kurzen Hinweisen, dass Wittgenstein in seinen ‚Philosophischen Untersuchungen‘ keine besondere Fachterminologie, die auf formalisierter Grundlage beruht, verwendet. Er terminologisiert Alltagswörter wie ‚Spiel‘ oder ‚Gepflogenheit‘, allerdings nicht dadurch, dass er sie präzise definiert, sondern, seiner Spieltheorie entsprechend, dadurch, dass er diese Wörter gebraucht und dadurch Regeln schafft.

Auf ähnliche Weise verfährt auch Leibniz in seinen beiden deutschen Schriften. Es hat den Anschein, dass die Verschriftlichung von Praxiswissen zu ganz anderen Vertextungsnormen führt, als wenn ein Autor bestrebt ist, herkömmliche Wissenschaft zu treiben. Dafür verwendet Leibniz Latein und Französisch. Französisch ist für ihn die Sprache der Metaphysik, während Latein für Logik und Mathematik zuständig ist. Und, wie gesagt, Deutsch begegnet in keiner fachsprachlichen Funktion im herkömmlichen Sinn. Die ‚anderen‘ Wissenschaften sind – das macht dann ihre

Innovationskraft aus – terminologisch nicht so fixiert, sodass auch neue Gegenstände und noch nicht festgelegte Sachverhalte versprachlicht und verschriftlicht werden können.

Leibniz strebt an, dass auch Deutsch eine vollwertige Kultur- und Wissenschaftssprache wird. Er verweist auf die grundlegende Rolle der Sprache (vgl. dazu auch Wolf 2016:360):

- Die Sprache ist nicht nur Mittel zur Kommunikation, sondern auch Werkzeug des Denkens.
- Deshalb soll die Muttersprache „wohl ausgeübt und vollkommen gemacht“ sein, d. h. die Sprache bedarf der strukturellen und pragmatischen Voraussetzungen für deren erfolgreichen Gebrauch.
- Beispiel für eine „vollkommen gemachte“ Sprache sind die arabischen statt der römischen Ziffern oder die moderne musikalische Notation anstelle der Noten des Guido von Arezzo. Eine „vollkommen gemachte“ Sprache ist also eine rational strukturierte und leicht durchschaubare Sprache.

Ein Muster für einen derartigen Sprachgebrauch könnten u. a. die medizinischen Texte des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit sein. Es ist sicherlich kein Zufall, dass Leibniz „eine Musterung und Untersuchung aller Teutschen Worte“ empfiehlt, dabei nicht nur an die „hochteutschen“ denkt, sondern auch an die einzelnen Dialekte.

Doch auch dabei lässt es Leibniz nicht bewenden. Er zielt

[...] letzlichen nicht nur auff das so noch in der Welt geredet wird, sondern auch was verlegen und abgangen, nehmlichen das Alt-Gothische, Alt-Sächsische und Alt-Fränckische, wie sich in uralten Schriften und Reimen findet [...]. (Leibniz 1697, Nr. 32)

Das Studium älterer Sprachstufen, die Befassung mit alten Texten kann der Verbesserung, aber auch der Erklärung der Gegenwartssprache dienen. Es geht dabei nicht nur um einen Blick in das menschliche Leben in vergangenen Zeiten, sondern vor allem darum, zu erkennen und wieder in Erinnerung zu rufen, was wir im Laufe unserer Geschichte schon gewusst haben und was wir daher schon wissen können. Im Fachsprachenprojekt des Ostrauer Zentrums für Fachsprachenforschung hat Lenka Vaňková mehrfach ihre Erfahrungen aus der Fachprosaforchung eingebracht und für unsere modernen Zwecke nutzbar gemacht.

Ich möchte zum Abschluss meiner Ausführungen auf einen weiteren Aspekt aus unserem Fachsprachenprojekt eingehen: Es ist uns nicht gelungen, das Phänomen ‚Fach‘ genauer oder präziser in den Griff zu bekommen. Nicht nur die medizinischen Texte des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit demonstrieren uns, dass es einer solchen Festlegung von ‚Fach‘ nicht bedarf. Auch hier macht der ‚Gebrauch‘ im Sinn Wittgensteins oder, wie die Theologen sagen, der Sitz im Leben die Referenzbereiche, denen Texte zuzuweisen sind, ziemlich eindeutig. Eine situationsabstrakte Definition könnte hier sogar sachfremd, wenn nicht sachwidrig sein.

Das Jubiläum, das wir heute feiern, hat mich veranlasst, die Wissenschaft, wie sie Lenka Vaňková betrieben hat, in der Forschungstradition und der Forschungslandschaft zu verorten. Das, was ich dabei gelernt habe, erinnert mich an zwei Verse Rainer Maria Rilkes:

*Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen,
die sich über die Dinge ziehn.*

Lenka Vaňková hat ihre Ringe, ihre wachsenden Ringe über die Dinge geworfen, mit denen sie sich wissenschaftlich befasst hat. Lenka Vaňková hat auf diese Weise nicht nur Schönes, Wichtiges und Interessantes zustande gebracht, sondern sie hat gezeigt, dass sie in einer Tradition steht, die, von spätmittelalterlicher Fachliteratur ausgehend, über Leibniz und Wittgenstein in unsere Gegenwart

führt. Sie hat exemplarisch vorgeführt, wie die Geschichte unsere Gegenwart bestimmt, wie die Geschichte in unserer Gegenwart wirkt.

Verehrte Kollegin Vaňková, wir alle, die wir hier zusammengekommen sind, gratulieren dir zu dieser grandiosen Leistung. Wir gratulieren dir, dass es dir auf so eindrucksvolle Weise gelungen ist, junge Kolleginnen und Kollegen für diese unsere Sache zu begeistern und den Ostrauer Lehrstuhl zu einem wissenschaftlichen Zentrum in der Tschechischen Republik zu machen.

Liebe Lenka, lebe weiter dein Leben in wachsenden Ringen, sowohl im wissenschaftlichen wie im privaten Leben. Alles Gute für viele weitere Jahre. *Quod felix faustum fortunatumque sit.*

Literaturverzeichnis

- BERGMANN, Joseph (Hrsg.) (1845): *Das Ambraser Liederbuch vom Jahre 1582*. Stuttgart.
- BRAUNE, Wilhelm (1965): *Althochdeutsches Lesebuch*. 14. Aufl. von Ernst A. EBBINGHAUS. Tübingen.
- FANN, Kuang Tih (1971): *Die Philosophie Ludwig Wittgensteins*. München.
- GRUBMÜLLER, Klaus / STAHL, Hans-Jürgen (1987): Volkssprachig indizierte Wissensfelder in Vokabularien. In: WOLF, Norbert Richard (Hrsg.): *Wissensorganisierende und wissensvermittelnde Literatur im Mittelalter. Perspektiven ihrer Erforschung*. Wiesbaden, S. 164–174.
- LEIBNIZ, Gottfried Wilhelm (1916): *Deutsche Schriften Bd. 1. Muttersprache und völkische Gesinnung. Bd. 2. Vaterland und Reichspolitik*. Hrsg. von Walther SCHMIED-KOWARZIK. Leipzig.
- PÖRKSEN, Uwe / SCHIEWE, Jürgen (1983): *Anmerkungen und Nachwort zu: Gottfried Wilhelm Leibniz (1983): Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache*. Zwei Aufsätze. Hrsg. von Uwe PÖRKSEN. Komm. von Uwe PÖRKSEN / Jürgen SCHIEWE. Stuttgart, S. 79–131.
- WITTGENSTEIN, Ludwig (2006): *Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914-1916. Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt am Main.
- SCHULZ, Monika (2003): *Beschwörungen im Mittelalter*. Heidelberg.
- VAŇKOVÁ, Lenka (2004): *Medizinische Fachprosa aus Mähren. Sprache – Struktur – Edition*. Wiesbaden.
- VAŇKOVÁ, Lenka (2014): *Medizinische Texte aus böhmischen und mährischen Archiven und Bibliotheken (14.–16. Jahrhundert)*. Ostrava.
- WOLF, Norbert Richard (2012): Mystisches Sprechen zwischen Literatur- und Wissenschaftssprache. In: *Acta Facultatis Philosophicae Universitatis Ostraviensis. Studia Germanistica* 10, S. 69–80.

Internetquellen:

- LEIBNIZ, Gottfried Wilhelm (1683): *Ermahnung an die Teutsche, ihren verstand und sprache beßer zu üben, samt beygefügeten vorschlag einer Teutsch=gesinten gesellschaft*. Zugänglich unter: www.hs-augsburg.de/~harsch/germanica/Chronologie/17Jh/Leibniz [12.06.2016].
- LEIBNIZ, Gottfried Wilhelm (1697): *Unvorgreifliche Gedancken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache*. Zugänglich unter: www.hs-augsburg.de/~harsch/germanica/Chronologie/17Jh/Leibniz [12.06.2016].

URL 1: <https://de.wikipedia.org/wiki/Paracelsus> [16.09.2016].

URL 2: <http://de.althochdeutsch.wikia.com/wiki/Wurmsegen> [16.09.2016].

URL 3: Medizinische Texte aus böhmischen und mährischen Archiven und Bibliotheken (14.–16. Jh.). Zugänglich unter:
<http://projekty.osu.cz/medizinische-handschriften/index.php?kategorie=3&verze=de>
[16.09.2016].

URL 4: <https://unigeschichte.unibas.ch/fakultaeten-und-faecher/phil.nat.-fakultaet>
[16.09.2016].